

Für meine Mutter

Brigitte Fenner

»Versuchen, irgendwie
ein Mensch zu sein«

Hannah Arendt und Ruth Cohn –
eine Begegnung

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben
Übereinstimmend mit der EU-Verordnung zur allgemeinen Produktsicherheit (GPSR) stellen wir sicher, dass unsere Produkte die Sicherheitsstandards erfüllen. Näheres dazu auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/produktsicherheit. Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an produktsicherheit@verlagsgruppe-patmos.de

Alle Rechte vorbehalten

© 2025 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Senefelderstr. 12, 73760 Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Ruth C. Cohn: © privat, Burkhard Treude; Hannah Arendt:

Fred Stein Archive/Archive Photos/Getty Images

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1569-3

Die Reise mit Ruth Cohn und Hannah Arendt ist eine Fiktion. Sie sind einander nie begegnet. Was ihr Denken ausgemacht hat, wurde jedoch gründlich recherchiert.

In die Figur der Friderieke fließen meine Lebenserfahrung und Auseinandersetzung mit beiden Frauen ein. Ähnlichkeiten mit anderen verstorbenen oder noch lebenden Personen sind rein zufällig. Ausgenommen jene, die ihr Einverständnis ausdrücklich erklärt haben.

Der Titel zitiert aus der Zueignung Hannah Arendts an ihren Lehrer Karl Jaspers (1948).

PROLOG

Sonntagmorgen in Berlin. Endlich bin ich da. Ich sitze am Schreibtisch und lasse die Finger über die Tasten gleiten. Was vor vielen Jahren begonnen hat, soll hier seine Form finden.

Sonntagmorgen in Berlin. Was mache ich hier? Ich verabschiede meinen Mann. Draußen sieht es grau aus und die Lindenbäume vor dem Fenster tragen noch keine Blätter. Aber die Vögel singen schon, sie rufen: Bald wird es grün, wir bauen unsere Nester. Ein Eichhörnchen wird von einem Raben gejagt. Oder umgekehrt?

Sonntagmorgen in Berlin. Meine Gedanken kreisen um zwei Frauen, die hier gelebt haben und die NS-Zeit überlebten. Gestern war ich in der Mommsenstraße 55 und stand vor dem Geburtshaus von Ruth Cohn. Hier wuchs sie auf und hat als junge Frau »Mein Kampf« gelesen. Früh genug, denn schon 1933 verlässt sie die Stadt, genau einen Tag vor dem ersten Judenboykott. Im gleichen Jahr flieht die andere, ebenso belesene Frau. Hannah Arendt, geboren in Hannover, aufgewachsen in Königsberg, Vorbereitung auf das Abitur in Berlin, viel später Verhaftung in dieser Stadt durch die Gestapo, und dann: Glück gehabt – und die richtige Intuition. Sie findet einen Weg über Tschechien und Graz zunächst nach Paris. Ab 1941 leben Ruth und Hannah in New York.

Sonntagmorgen in Berlin. Nicht erst jetzt sitze ich zwischen diesen beiden Frauen und suche ihre Nähe, so sehr, dass man mich fragen kann, ob ich keine andere geistige Heimat habe. Und es stimmt, mehr und mehr habe ich als Theologin den Boden unter den Füßen verloren. Ich vermisse dich, Gott! Nicht, dass ich je gewiss gewesen wäre, aber doch beeindruckt genug, um Pastorin zu werden. Hingerissen vom Erbe der biblischen Erzählungen. Sie bleiben eine warme Decke. Gott als transzendentes Wesen ist hingegen abhandengekommen und mehr und mehr geschieht dies auch mit der Hoffnung. Das Vertrauen, dass sich »nicht wiederholen wird«, was Menschen erlitten, zugelassen und ange richtet haben, schwindet. Denn tut es das nicht längst? Menschen flie-

hen durch Wüsten oder übers Meer, weil ihre Heimatländer durch Krieg, wirtschaftliche Ausbeutung oder klimatische Veränderungen kein sicherer Ort mehr sind. Mein Pflegesohn ist einer von ihnen, der hier kein Asyl »verdient«. Vor meiner Haustür zerreißen die heißen Sommer das Gemäuer meiner altehrwürdigen Dorfkirche. Was hunderte Jahre fest stand, wird brüchig. Rechte Kräfte gießen erneut Angst ins Feuer. In Israel-Palästina herrscht Chaos.

Sonntagmorgen in Berlin. Ich begeben mich auf Spurensuche und gehe fremd. Ich klopfe bei einer Philosophin und einer Therapeutin an und suche bei ihnen, was ich in der Theologie nicht mehr finde. Die beiden haben den bisher größten Zivilisationsbruch überlebt und in ihren Professionen zu ergründen versucht, was sich Ohnmacht und totalitären Ansprüchen entgegensetzen lässt.¹ Die eine, Hannah Arendt, begibt sich auf ihren Weg des Verstehens quer durch die Philosophiegeschichte und mutet sich die eigene Anschauung im Eichmannprozess zu. Sie findet in der menschlichen Fähigkeit zu denken und in unserer Urteilskraft den Ansatzpunkt, der in der Situation der Entscheidung den Unterschied machen könnte. Die andere, Ruth Cohn, begibt sich zunächst in das Gebiet der Psychoanalyse, sie legt sich auf die Couch, um sich selbst und das Innere des Menschen zu erforschen. Dabei entwickelt sie eine eigene therapeutisch-pädagogische Methode, die eben nicht nur den Einzelnen, sondern die Welt als Aufgabe in den Blick nimmt. Sie erweitert die Erfahrung, dass dem Einzelnen Heilung möglich ist, indem sie sich auf die verschiedenen Gruppenverfahren ihrer Zeit einlässt und daraus die TZI, die Themenzentrierte Interaktion, als Handlungskonzept entwirft. Auf unsere Haltung kommt es an!

Sonntagmorgen in Berlin. Ich höre die Glocken läuten und gehe nicht zur Kirche. Stattdessen schreibe ich und denke: »Ehrfurcht gebührt allem Lebendigen und seinem Wachstum.« Die Werte Ruth Cohns kann ich mir vorbehaltlos zu eigen machen. Ich erkenne eine Nähe zur jüdisch-christlichen Tradition, hinübergerettet durch die Verfolgung hindurch und großzügig geteilt bei ihrer Rückkehr nach Deutschland und Europa. Wie gelingt ihr das?

Hannah Arendt hat in ihrem philosophischen Werk »The human

Condition« die *Liebe zur Welt* beschrieben und bewahrt. Auch sie hat jüdisch-christliche Wurzeln; promoviert sogar über den Liebesbegriff bei Augustin und greift noch Ende der Fünfzigerjahre, also nach der Katastrophe und deren Analyse, darauf zurück. Wie ist ihr das möglich? Beide Frauen sind sich für den Blick über den Tellerrand nie zu schade gewesen und wissen mehr über meine theologische Tradition als ich über die Ihre.

Sonntagmorgen in Berlin. Ich fühle mich fremd hier. Was für eine kleine Fremdheit angesichts der Migrationsgeschichten dieser beiden Frauen. Beide verlassen ihre Heimat doppelt und in doppeltem Sinn. Ruth emigriert erst in die Schweiz, dann in die Staaten. Hannah erst nach Paris, dann ebenfalls nach Amerika. Beide zuerst 1933 und dann 1941, beide mit den letzten Schiffen von Lissabon nach New York. Immer wieder staune ich über die Parallelen, wenn man ihre Lebensdaten nebeneinanderlegt. Oder sind sie gar nicht so erstaunlich, weil es nur wenige Zeitfenster gab, in denen Juden und Jüdinnen fliehen konnten? Es gibt weitere erstaunliche Parallelen, wenn man ihre Studienorte und Studienfächer nebeneinanderlegt. Zunächst Nationalökonomie für beide. Oder ist auch das nicht so erstaunlich, wenn man die wohlbegüterte Herkunft bedenkt? Tochter eines Bankbesitzers und Tochter eines Ingenieurs bzw. später Stieftochter eines gut gestellten Geschäftsmannes.

Es gibt andere Vorlieben und auch die sind sich ähnlich. Eine Begeisterung für Goethe. Ruth hat ihre Gesamtausgabe bis über den Ozean gerettet, das muss man sich mal vorstellen. Beide schreiben Gedichte. Beide lesen schon als Kind mehr als andere in ihrem gesamten Leben. Oder ist das wiederum nicht erstaunlich, wenn im Nebenzimmer beide Mütter am Flügel sitzen, ausgebildete Pianistinnen, die ihren Kindern ein Gefühl für Rhythmik und Schönheit ins Herz spielen? Womöglich steht der Flügel in der hauseigenen Bibliothek, in der es – der Zeit entsprechend – nur wenige Kinderbücher gibt, stattdessen aber die großen Dichter und Denker. Hannah hat ihren Kant als Jugendliche gelesen.

Sonntagmorgen in Berlin. Ich bin fasziniert. In meinen Gedanken wachsen Hannah Arendt und Ruth Cohn zusammen. Ich habe ihre Biografien und Bücher gelesen und bin in TZI ausgebildet. Ist es eine späte, doch letztlich unmögliche Wiedergutmachung der dritten Generation? Oder habe ich einfach nach großen Schwestern gesucht? Während meiner Studienzeit gab es keine Theologinnen, an denen ich mich gern orientiert hätte. Für Dorothee Sölle – eine spätere Freundin von Ruth Cohn – war ich zu fromm. Deren »Gott-ist-tot-Theologie« nach Auschwitz war mir zu radikal und wurde in jenen Kreisen, in denen ich religiös aufgewachsen bin, geradezu verteufelt. Feministische Theologinnen begannen erst zu experimentieren. Ich las sie und blieb »brav«. Stattdessen: Karl Barth und Bonhoeffer und wieder Bonhoeffer und Karl Barth, die mich prägten, die aber »nur« Brüder sein konnten und mir in der gemeindlichen Arbeit je länger, je mehr zu lebensfern erschienen.

Sonntagmorgen in Berlin. Ich beginne mein Buch und möchte zusammendenken, was mich über Jahre bewegt hat. Ich möchte nun schreibend experimentieren, denn auch das hatten Ruth Cohn und Hannah Arendt gemeinsam und waren damit ihrer Zeit voraus. Hannah Arendt warf man dafür Unwissenschaftlichkeit vor, aber ihre politischen Essays sollten lesbar sein. So verließ sie die »reine Lehre« und zog ihr einen provozierenden politisch-philosophischen Journalismus vor. Der Analytikerin Ruth Cohn wurde »die Couch zu klein«². Sie beschrieb ihren Weg zur TZI jedoch nicht in Lehrbüchern, sondern biografisch als »Gelebte Geschichte der Psychotherapie«. In Aufsätzen scheut sie sich nicht, aus dem Hier und Jetzt ihrer äußeren Situation die Gedanken fließen zu lassen. Da kann sogar ein Zahnarztstuhl zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen werden.³

Sonntagmorgen in Berlin. Mein Blick geht aus dem Fenster. Ich sitze an einem Schreibtisch, der dem Patenkind meines Mannes gehört, und habe vier Monate Zeit. Zugleich studiere ich ein Semester Evangelische Theologie. Man nennt es Kontaktstudium. Da wird man 60 Jahre alt und fängt von vorne an. Allein diese Freiheit macht mich glücklich.

Sonntagmorgen in Berlin. Am frühen Morgen bin ich durch die Straßen gejoggt auf der Suche nach dem Wilmersdorfer Volkspark. Ein bisschen verirrt habe ich mich und bin an vielen Stolpersteinen vorbeigelaufen. Als dezentrale Erinnerungskultur gedenken sie Menschen, die hier gelebt haben und nicht mehr sind. Für eine kurze Zeit lebe ich in ihrer Stadt und suche in Verbundenheit mit ihnen Hoffnung.

HALLOWED BE THE GUILT ...

GEHEILIGT WERDE DIE SCHULD ...

RUTH (1964)

Es ist niemand mehr da. Ihre Hände wandern über den roten Rock⁴. Sie spürt das untergründige Vibrieren der Rotoren. Die Lautsprecheranlage spuckt erste Töne aus. »Ladies and gentlemen, welcome to our flight from Frankfurt to New York. We will start in the next few minutes. The weather is ...« Das Knistern der Anlage übertönt die beruhigende Stimme des Flugkapitäns. Es folgen schwer verständliche Sicherheitshinweise und Angaben zur Länge des Fluges. Eine Frauenstimme übernimmt und wünscht gute Reise. »Please, fasten your seatbelts.« Ruth macht die Augen zu. Gern hätte sie den Fensterplatz gehabt, dann könnte der Blick nach draußen das ungute Gefühl beim Start und Steigen vergessen lassen. Sie weiß, dass es nur wenige Minuten sind, bis die Maschine in eine ruhigere Lage kommt, aber das nützt ihr wenig. Sie atmet aus und ein.

Ihre Finger zeichnen das Blumenmuster nach, das ihren Rock ziert. Eingestickt. Die Nähte kann sie mit geschlossenen Augen entlangfahren wie bei einer Landkarte. Insgeheim verfolgen ihre Finger die Reiseroute. Wie sie über den Atlantik hierhergefliegen ist, dann mit dem Zug weiter nach Wien, von dort einen Abstecher nach Berlin und nun zurück über den Ozean. Sie zeichnet die Spur langsam und bedächtig.

Auf dem Hinflug haben ihre Füße getanzt. Da war sie noch aufgeregter und voller Erwartung. Abgesehen von einem WHO-Kongress in England ist es ihre erste Reise zurück nach Europa. Lange hat sie überlegt, ob sie die Einladung zum Jahreskongress in Wien annehmen soll. Der Psychotherapeut Helmut Stolze hat sie schon früher beim Deutschen Arbeitskreis für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik vorstellen wollen. Er hatte einen ihrer frühen Aufsätze gelesen.⁵ Wie er da nur herangekommen ist? Bisher veröffentlicht sie nur in englischer Sprache und die amerikanischen Experimente scheinen in Deutschland kaum wahrgenommen zu werden. Doch schließlich hat sie eingewilligt, ihre Koffer gepackt, den roten Rock angezogen und ist los – allen inneren Widerständen zum Trotz. Ruth öffnet die Augen und betrachtet den kräftigen Farbton unter ihren Händen. Ist das ein Statement? »Seht her, ich komme? Wir kommen zurück?« Ihr Blick heftet sich an jenen

Stickereiknoten, unter dem ihre Finger die Stadt Berlin ausgemacht haben. Sie schiebt den Daumen über die dunkle Verdickung. Vor und zurück. Sie drückt ihn fest hinein in den Stoff und schaut zu, wie er sich langsam wieder emporarbeiten will. Aber er schafft es nicht ohne Hilfe. Ist sie wirklich zurückgekommen, fragt sie sich. Will sie es? In Gedanken steht Ruth erneut vor ihrem Elternhaus in der Mommsenstraße und schaut hinauf. Die Nächte nach diesem »Besuch« hat sie schlecht geschlafen. Warum träumt sie so intensiv? Als ob sie es nicht wüsste: Es ist niemand mehr da!

Natürlich wollte sie das Haus ihrer Kindheit sehen. Wie könnte sie ins Flugzeug steigen, ohne dort gewesen zu sein? Immerhin ist das mehrstöckige Haus aus der Gründerzeit nicht zerstört worden. Es blieb von Bomben verschont. Erstaunlich, muss sie denken. Sie hat Luftaufnahmen gesehen, auf denen das Auge nirgends Orientierung findet. Ganze Stadtviertel verwüstet. An der Ecke Leibnizstraße muss es einen Einschlag gegeben haben. Ein hässlicher Neubau reckt sich in die Luft, auch an der Bleibtreustraße gibt es eine Lücke. An ihrem Haus fehlt nur etwas Farbe, die äußeren Stuckverzierungen sind beschädigt, aber die großen Fenster sind noch da, die Vorsprünge genauso wie die unterschiedlich angeordneten Balkone. Sogar die massive hölzerne Jugendstiltür gibt es noch mit ihrer glänzenden Fratze, vor der sie sich als Kind gefürchtet hat. Was sollte das sein? Ein Drache mit stechenden Augen, der die bösen Mächte vertreibt? Es ist ihm nicht gelungen.

Zweifellos wird man einen Investor finden, der alles in Ordnung bringt, hier im schicken Charlottenburg. Zentrale Lage, beste Gegend, erst recht nach der Teilung der Stadt. Alles in allem hat die Mommsenstraße also Glück gehabt.

Ihre Hände beginnen zu zittern, ein ziehender Schmerz fährt ihr in die Glieder, so als käme die Polyneuritis, eine entzündliche Erkrankung des Nervensystems, zurück. »Glück gehabt« – »noch gut erhalten« – »in Ordnung bringen« ... Alle Menschen, die hier wohnten und ihr etwas bedeutet haben, leben nicht mehr. Das kann niemand renovieren. Sie denkt an Martha, die sie »Tante« genannt hat. Damals nannte sie alle Erwachsenen Onkel und Tante – sogar die hübsche Natalie und den noch viel jüngeren Paul. Alle drei jüdisch, so wie sie selbst. Und alle umgekommen in Theresienstadt und Auschwitz.⁶

Es ist niemand mehr da. Hallo, alle meine Freundinnen, wo seid ihr? Wo sind die Kinder, mit denen sie auf der Straße gespielt hat, jedenfalls wenn sie dem Kinderfrollein entwischt ist? Als Mädchen aus gutem Hause durfte sie nicht aus- und eingehen, wie es ihr gefiel. Wie hat sie ihren Bruder beneidet. Bruder Ernst genoss größere Freiheit, aber der war auch älter und ein Bub. Unter dem Baum vor ihrem Haus haben sie einen Schatz vergraben. Der Baum steht noch. Bäume leben länger, denkt sie, sie sind tief verwurzelt, sie werden nicht verfolgt. Obschon – die meisten Bäume in Deutschlands großen Städten sind in den Feuerstürmen niedergebrannt. Auch sie Opfer des Krieges. Vielleicht hat sie sich getäuscht und die Buche vor dem Elternhaus ist gar nicht der Baum ihrer Kindheit. Ganz gewiss ist auch der Schatz nicht mehr da. Bei der Straßensanierung wird man ihn wegbuddelt haben. Niemand hat ja gewusst, dass er sich dort verbirgt, und wer hütet schon die Schätze eines jüdischen Kindes?

Als Ruth draußen vor der schweren Eingangstür immer wehmütiger geworden ist, hat sie sich hineingeträumt in dieses Haus. Sie hat die kühlen Wandfliesen vor sich gesehen, die dunkle Holzvertäfelung darunter und das polierte und geölte Treppengeländer. Öffnet man diese schwere Tür, dann umfängt einen der besondere Geruch von Bohnerwachs und Politur. Es ist noch nicht der private Familiengeruch, der kommt erst später, oben in der Wohnung. Der ist anders gewesen. Unten ist alles immer noch ein bisschen düster. Es wird erst heller, wenn man hinaufgeht, durch die Jugendstilfenster in den Hof schaut oder mit dem gusseisernen und quietschenden Fahrstuhl nach oben fährt. Ja, den gab es damals tatsächlich schon. Wie modern sie gewesen sind! Und wie schön alles ausgesehen hat. Sogar dieser verschnörkelte Fahrstuhl.

Unversehens sieht Ruth sich oben am Treppenabsatz stehen. Auf einmal hört sie das Lachen ihrer Freundinnen und Freunde aus der Erinnerung emporwachsen. Hoch und hinunter. Wer ist der Erste? Und dann klappt eine andere Tür auf und eine Stimme ruft streng und vernehmlich: »Wollt ihr dette woll bleben lassen?« Auch ihre Berliner Schnauze hat Ruth verloren, wird ihr schmerzlich bewusst. Weit, weit hat sie diese persönliche Färbung ihrer Muttersprache hinter sich gelassen. Dabei hat sie als Kind alles Berlinerische geliebt. Gerade diesen

schnoddrigen Ton der Zulieferer, der früh am Morgen durchs Viertel schallt und über das Kopfsteinpflaster rumpelt. Zu Hause mit Vater und Mutter wird natürlich Hochdeutsch gesprochen, aber die Kinder untereinander haben mit dem Milchmann und dem Schaffner berlinert. »Det war man och juut so, oder etwa nich?«

Zuallerletz ist Ruths Blick noch einmal bis zum Giebel gewandert. Geschwungene Linien und doch spitz in den hohen Himmel weisend. Eine vollendete Form und die Leistung eines Architekten, den man gut bezahlt hat. Neun Zimmer, hohe Decken. Ihr Vater, der Bankdirektor Hirschfeld, kann es sich leisten. Ein bisschen herrschaftlich alles, und so hat sie sich auch gefühlt: Wie eine von Kinderfrolleins gut behütete Prinzessin. Die Mutter ist eine warmherzige und fröhliche Frau. Der Vater hat wenig Zeit. Das ist schade. Nur in seinem Ankleidezimmer darf sie zu ihm, wenn er sich rasiert. Für einen Moment riecht sie das feine Rasierwasser. Das hat sie gemocht. Ein Bild gibt es in ihrem Album, da liegt sie an der Seite ihres Vaters, fein an ihn gekuschelt im großen Elternbett.⁷ Sie sehen zufrieden aus, sie mit ihm und er mit ihr. Vielleicht ein Sonntagmorgen? Doch diese Erinnerung verflüchtigt sich. Ihr Vater ist schon 1931 an einem Krebsleiden verstorben. Er hat nicht miterleben müssen, was später geschehen ist.

HANNAH (GURS 1940)

Sie träumt: Es ist das dritte Jahr im Frieden. Ihr fünfzehnter Geburtstag. Es könnte alles so schön sein, hätte sie nicht auf dieses kleine Mädchen aufzupassen. Verwandtschaft aus der Cohn'schen Linie. Was soll man mit ihr anfangen, und wer ist überhaupt auf die Idee gekommen, sie für die Herbstferien einzuladen? Ist es nicht genug, dass sie zwei ältere Halbschwestern auszuhalten hat, deren Wohlgesetztheit ihr je länger, je mehr auf die Nerven geht? Und nun dieses Gör aus Berlin und der Auftrag, sich um sie zu kümmern. Sehr dunkel kann sie sich daran erinnern, dass sie selbst auch in Berlin zur Schule ging. Auf ein Lyzeum in Charlottenburg. Die anderen Schülerinnen waren schon weiter als sie und sie hatte großes Heimweh nach Königsberg. 1914 muss das gewesen sein. Gleich zu Beginn des ersten Krieges. Da rückte

die Front näher und sie waren Hals über Kopf aufgebrochen. Mutter und sie ganz allein, denn der Vater war ja schon tot.⁸

Durch den Traum hindurch spürt sie die Aufgeregtheit des Hauses. Alles wird vorbereitet für das nachmittägliche Kaffeetrinken. Ihr zu Ehren. Dabei ist sie soeben von der Schule geflogen oder sollte man besser sagen: des Gymnasiums für höhere Töchter verwiesen worden? Das alles passt so gar nicht zusammen. Etwas ist im Gange. Sie kann es ihrer Mutter ansehen, dass eine Lösung für die störrische Tochter gesucht wird. Der Stiefvater hält sich demonstrativ heraus. Aber tut er es wirklich? Tief innen sitzt das beklemmende Gefühl, es könnten ihre letzten Ferien im Königsberger Zuhause sein. Mochte Mutter sich noch so emanzipiert geben, mochte sie eben noch das Wahlrecht für Frauen begrüßt und von Rosa Luxemburg geschwärmt haben, am Ende würde sie sich den Wünschen ihres zweiten Ehemannes fügen. Martin Beerwald. Besitzer eines Eisenwarenhandels. Eine gute, zweifellos vernünftige Verbindung für eine noch junge Witwe.

Aber ach, wäre doch der Vater noch am Leben. Mit ihm wäre alles anders. Oder wenn Großvater Max noch da wäre. Kurz hintereinander sind sie gestorben. Sie spürt ihre damalige Trauer und Verwirrung durch die Nebel des Traumes hindurch. So als wäre es gerade eben erst geschehen und nicht vor mehr als zwanzig Jahren. Wie sie diese beiden Menschen vermisst hat! Wenn sie wach ist, verbietet sie es sich, daran zu denken. Damit ist sie am besten durchgekommen. Nach vorn schauen. Und hoffen, dass Mutter nicht auch noch weggeht.⁹ Zum Glück hat sie vieles vergessen. Es ist gut, wenn man vergessen kann. Nur an ein paar Dinge erinnert sie sich gern: die Geschichten, die nur Großvater so lebendig erzählen konnte, und das nächtelange Klavierspiel der Mutter, mit dem sie Vaters Schmerzen zu lindern versuchte.¹⁰

Wer lindert jetzt ihre Schmerzen? Hannah findet sich wieder in einem Lager, das die Kollaborationsregierung von Vichy für die Nationalsozialisten verwaltet. Das Lager Gurs gilt als das größte in Frankreich. Hannah liegt also mittendrin im Schrecken, den das Naziregime auf der Welt verbreitet. Von ihrer Pritsche aus hört sie den schweren Atem der älteren Frau über sich und das leise Weinen eines Mädchens unter sich. Ja, hier kann der Mensch sich ganz und gar verlassen fühlen und hundeehend. In kürzester Zeit verliert man alles. Den geliebten Mann – »Heinrich, wo bist du jetzt?« Den eigenen Namen und heute die Haare.

Antreten. Läusealarm. Als ob es auf die Haare noch ankäme, wo sich die Wanzen und Flöhe in jeder Ritze verstecken. Gurs ist berühmt für seine lieben kleinen Tierchen. Das hat man ihr sofort gesteckt: »Dein weiches braunes Haar wirst du nicht lange behalten. Bilde dir bloß nichts ein. Brauchst nicht so stolz gucken.« Und heute ist es genauso geschehen. Sie hat gedacht, es mache ihr nichts aus, sie sei dagegen innerlich gewappnet. Aber nun liegt sie da und kennt sich nicht mehr wieder. Nicht nur ihr Äußeres, auch ihr Inneres droht sich aufzulösen. So schnell geht das also. Sie kann die Tränen der Kleinen da unten verstehen. Das Mädchen musste mit zum Haare-Apell. Sie ist kaum wiederzuerkennen, sieht aus wie ein Baby. Und sie selbst? Spiegel gibt es hier nicht. Als Spiegel dienen die Gesichter der anderen, aber die bleiben reglos und haben sich an vieles gewöhnt. In den gesprungenen Fensterscheiben kann man nichts erkennen. Vielleicht besser so. Vermutlich schaut sie aus wie eine alte Frau. Ja, sie erkennen einander nicht wieder! Sie hätte nicht gedacht, wie schnell das geht: der Identitätsverlust, das Nachlassen von Willen und Kraft.

Darum muss sie sich erinnern – wer sie ist und wer sie bleiben will. Hannah möchte weiterträumen. Die wenigen Stunden bis zum Morgenrauen will sie abtauchen. In jene Welt, in der noch vieles heil und schön erscheint. Wie bunte Schleier schieben sich die Ebenen von damals und heute abermals übereinander. Seltsam, muss sie noch denken – als Vater und Opa Max verstorben sind, bin ich so alt gewesen wie das Mädchen auf der unteren Pritsche. Erinnerungen vermischen sich, so wie es nur in der Welt des Halbbewussten möglich ist. Sie ist alles zugleich: das Mädchen im Lager, das Berliner Gör und die kleine Hannah. Der Traum geht seine eigenen Wege.

Wo steckt dieses Kind denn jetzt? Dieses quirlige Mädchen? Wie soll man auf sie aufpassen, wenn sie wie ein Wildfang durch das Haus fegt oder sich im weitläufigen Garten versteckt? Unversehens befindet sie sich wieder im vornehmen Hufenviertel ihrer Kindheit. Dort liegt das schöne Stadthaus ihrer Familie. Ja, äußerlich ist hier alles schön. Da gibt es unendlich viele Möglichkeiten, um auf Entdeckungsreise zu gehen und sich zu verstecken. »Ruth – Ruth, wo bist du?«, hört sie sich selbst rufen. Drinnen findet sie das Mädchen nicht. Dann also raus. Hinaus. Vielleicht besser so, dann kann sie der zuneh-

menden Spannung im Hause entrinnen. »Ruth ...?« Wie still es draußen ist. Die ersten Blätter färben sich rot, aber der Wind ist noch warm. Für einen kurzen Moment steht sie da und saugt die herbstliche Luft in sich hinein. Wenn man die Zeit jetzt anhalten könnte. Einatmen. Ausatmen. Den Tag genießen, als hätte man ihn ganz für sich allein. Ein Knacken im Apfelbaum unterbricht im Traum die Stille und verrät die Gesuchte.

»Hier bist du. Was machst du denn da oben?«

»Ich studiere den Himmel«, antwortet das Mädchen mit Stolz in der Stimme.

»So, du studierst. Mit gerade neun Jahren, herzlichen Glückwunsch.«

»Komm doch herauf, wenn du es nicht glaubst. Ich zeige es dir.«

»Und ob ich hinaufkomme, du kleine Nervensäge. Zufällig ist dies mein Baum und ich suche dich schon viel zu lange.« Mit zwei Klimmzügen ist Hannah oben. Geübt ist geübt. Und nun sitzen sie beide da, die eine links, die andere rechts. Beide gut verborgen vom Geäst und dem immer noch vollen Blätterdach. Nicht umsonst ist dies Hannahs Lieblingsplatz. Und jetzt? Schweigen. Nichts ist zu sehen. Nur den Atem der beiden kann man hören.

»Und was ist nun mit dem Himmel?«

»Ich möchte wissen, ob dort jemand wohnt und wie man dahin kommt«, sagt das Mädchen. »Schau mal, wie schön der Himmel ist. Was meinst du, Hannah, ob er uns allen gehört oder nur dem lieben Gott?«

»Gott? Ich glaube nicht an Gott.« Hannah schüttelt entschieden den Kopf. »Aber ich kann dir zeigen, wie ich bis dahin komme. Kannst du ein Geheimnis bewahren?« Ohne noch weiter abzuwarten, kramt Hannah in ihrer Rocktasche. Eine zerknitterte Schachtel kommt zum Vorschein und ein paar Streichhölzer. Ehe die Kleine sich's versieht, hat sie sich eine Zigarette zwischen die Lippen geschoben und zündet sie an, inhaliert tief – »Angeberin!« – und bläst den Rauch in die Luft. Kleine Kringel finden ihren Weg nach oben. Fasziniert schaut die Jüngere zu. Sie sieht, wie die einzelnen Ringe immer höher steigen und sich vor dem blauen Himmel auflösen, nur um dann langsam ganz mit ihm zu verschmelzen.

»Siehst du – da ist kein Gott, oder hörst du ihn husten?«

»Ich will es auch versuchen«, bettelt das Mädchen. »Vielleicht tut er es dann. Gott liebt Kinder. Vielleicht liebt er mich mehr als dich.«

»Du meinst wie bei Kain und Abel? Deine Fantasie möchte ich haben. Aber dass wir hier zusammen rauchen, das geht nun wirklich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil du noch ein Kind bist. Kleine Mädchen rauchen nicht.«

»Weißt du was«, antwortet Ruth keck, »Wir heißen jetzt einfach Hans und Franz. Dann können wir beide rauchen.«

Es wird still im Apfelbaum. Von unten sieht man links und rechts je zwei Beine baumeln. Oben steigt Rauch auf. Niemand hustet, aber der Rauch von Ruth steigt höher. »Hannah, Ruth, wo steckt ihr beide? Der Kaffee ist fertig.«

Der schrille Ton von Trillerpfeifen holt Hannah zurück. Statt Kaffeeduft stechen die Ausdünstungen der Mitgefangenen in der Nase. Das hier ist ein Internierungs- und kein Arbeitslager, aber ihre erbärmlichen Routinen haben sie doch. Jede von ihnen sucht hastig ihre magere Wäsche zusammen oder schlingt die mittlerweile viel zu großen Sachen fester um sich fest. Wofür der Aufwand – nach dem Apell kommt lange nichts. Wenig Arbeit gibt es und viel Langeweile. Da drehen sie ihre Runden durch das Lager. Die Baracken sehen eine wie die andere aus und stehen dicht an dicht. Es bietet sich ein »Auslauf« von gerade mal zwei Kilometern mal fünfhundert Metern. Sie hat es ausprobiert und ihre Schritte gezählt. Dabei hat sie sich vorzustellen versucht, um wie viel enger es bis vor Kurzem gewesen sein muss. Es ist ihr nicht gelungen, denn das hier ist schon fürchterlich. Mehr als zwanzigtausend Insassen, so erzählen es diejenigen, die länger hier sind, sollen in Gurs gelebt haben. Oder sollte man besser sagen: eingepfercht. Wie Tiere werden wir gehalten. Wir schlafen auf Strohsäcken und essen auf unseren zerfallenden Koffern. Nun sind nur noch knapp die Hälfte interniert und es ist immer noch erbärmlich eng. Kein Wunder, wenn sich das Ungeziefer breitmacht.¹¹ Es ist wirklich zu bitter: Die Zeit hat eine Gattung Mensch hervorgebracht, »die von ihren Feinden ins Konzentrationslager und von ihren Freunden ins Internierungslager gesteckt wird«¹². Wo liegt der Unterschied? Darin, dass man sie nicht gleich weiter nach Polen deportiert und sie stattdessen hier noch ein bisschen hoffen lässt? Aber was für eine Hoffnung soll das sein, angesichts des voranschreitenden Kriegsgeschehens und dem Opportunismus an jeder Ecke? Ach, könnte sie noch einmal so frei sein wie auf dem grünen Baum ihrer Kindheit. Nur das schützende Blätterdach über sich und den weiten blauen Himmel. Über Gott und die Welt fabulieren und in irgendeinem Winkel des Herzens hoffen, dass es doch noch ein höchstes Gutes gibt.